



Überlegungen eines Schorndorfer Bürgers

Grußwort gehalten von Philipp Palm als Mitglied der evangelischen Landessynode anlässlich einer Tagung von Mitgliedern der Stadtverwaltung auf Einladung von Bürgermeister R. Bayler am 20.10.1981

Wer 400 Jahre an exponierter Marktplatz-Stelle arbeitet, wohnt und wirkt, lebt vielleicht bewusster, weil er immer wieder unseren stolzen Rathausbau und den himmelragenden Turm unserer 500jährigen Stadtkirche mit dem schönen mittelalterlichen Chor vor Augen hat. Dadurch wird man einerseits an seine staatliche Bürgerpflicht, andererseits an übergreifende Dinge menschlichen Seins gemahnt.

Die Großeltern haben hier in diesem Rathaus als Gemeinderäte und drüben im Dekanat als Kirchengemeinderäte, andere Vorfahren als Stadtschreiber und Bürgermeister stets das Gemeinwohl und unserer Kirche gedient.

Der Rahmen, in dem wir uns bewegen können, ist abgesteckt. Eine Familie, die solches „Sitzfleisch“ hatte, hat auch gewisse Gelassenheit zum Tagesgeschehen, auch, wenn sie's manchmal persönlich hart betrifft.

Ein schwäbisch-remstaler Marktplatz ist durchaus vergleichbar der Agora und dem Agora-Geschehen, oder vergleichbar einer Konvexlinse, in der bürgerlich-persönliches Ergehen und öffentlich-politisch-historische Ereignisse sich kreuzen, und wo das Echo manchmal wildwogender stadträtlicher Redeschlacht nicht weniger engagiert kommentiert oder betrübt zur Kenntnis genommen wird, wie einst auf der bewegten Agora Griechenlands. Athen war ja auch nur eine Kleinstadt.

Auch bei uns mischen sich menschlich-soziale Kommunikation und wirtschaftliche Strukturen zu bunter Lebendigkeit. Solch ausgewogene, gewachsene Lebendigkeit ist es wohl wert, bedachtsam und behutsam gepflegt zu werden als ein Mittelpunkt einer großgewordenen, aber auch anonymen gewordenen Stadt und ihres geschichtlichen Einzugsgebietes.

Unsere malerische Fachwerkkulisse, die aber noch lebt, führt blick und Gefühl immer wieder zurück in die Vergangenheit. Eine besonnte?

Professor Decker-Hauff schloss seinen Festvortrag in Urbach mit dem ermutigenden und tröstlichen Bibelwort „die Güte des Herrn ist es, dass wir nicht ganz aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu und seine Treue ist groß“.

Professor Decker-Hauff berichtete über das unvorstellbar harte Leben unserer Vorfahren, das Erlblühen zur Stauferzeit und den folgenden Niedergang; den Anfängen Alt-Württembergs, als unter den Stauern 1234 Schorndorf zur Stadt erhoben wurde, als die Bürger vor Unsicherheit und Kriegshändel in die scheinbare Sicherheit der Stadtmauern flüchteten. Schon früh wurde deutlich, dass Mauern und Macht nur halten, wenn sie von Gerechtigkeit, Gemein- und Bürgersinn gedeckt und getragen werden. Die reiche, nachmalige Oberamtsstadt Schorndorf war damals eine der vier bedeutendsten Städte und Festen in Alt-Württemberg.

In ihr spiegelt sich die Geschichte Württembergs wieder: Die Bauernkriege mit dem Armen Konrad – nonkonforme Persönlichkeiten hat es in unserem Tal immer gegeben –, die Reformation, die von Blarer hier durchgeführt wurde, die Reformationskriege. Der Fleiß der Bürger ließ bis zum 30jährigen Krieg ein blühendes Gemeinwesen entstehen mit 4.000 Einwohnern innerhalb der Mauern und 1.500 in der Vorstadt, mit 12 Kirchen und Kapellen, weitreichendem Handel, bedeutenden Zünften.

Der 30jährige Krieg, der große Brand, der nur wenige Häuser übrigließ, die folgenden Besetzungen: schwedische, bayrische, französische, dezimierten die Bevölkerung in unvorstellbarer Weise, sodass von den restlichen 700 Einwohnern um 1636 nur noch 40 übriggeblieben sein sollen.

Der Bevölkerungsstand in ganz Deutschland war durch Kriegsnot, Pest, Hunger, Krankheit um etwa 90% gesunken, worauf Dr. Öhler, unser bekannter Schorndorfer Latein- und Geschichtslehrer, immer

besonders hinwies. Die Schulfeier zu unserem 8.000sten Einwohner – etwa 1930 – ist mir noch gut in Erinnerung.

Der ungebrochenen Mut der Einwohner, die in festem Glauben standen, ist ebenso bewundernswert wie damals der Wiederaufbau unserer Stadt. Auch in unserer Familie, die seit 1572 hier das Bürgerrecht hat, ist unbekannt, wie schon 1646 bis 1648 der reiche Fachwerkschmuckbau der Palm'schen Apotheke möglich und finanzierbar war. Dass ich eben dies heute gerne wissen möchte, werden Sie verstehen. Ähnlich wird es bei den Häusern der Künkelins, Hirschmanns usw. gewesen sein, die unserer Altstadt bis heute das vertraute Gesicht geben.

Von der erneuten Brandschatzung im Jahre 1688 durch die Truppen Mélacs bewahrte die couragierte Bürgermeisters-Ehefrau Barbara Künkelin-Walch mit ihren „Schorndorfer Weibern“ zusammen mit dem umsichtigen Kommandanten Krummhaar Stadt und Festung, indem sie die Kapitulation verhinderte.

Könnte uns diese Haltung ermutigen, fortzufahren in den heute nötigen Anstrengungen für zeitgemäße strukturordnende und städtebauliche Maßnahmen, damit unsere Stadt wiedergewinnt von ihrer einstigen Ausstrahlung und Zentralität als Ausdruck ihrer Bedeutung in unserer Region des mittleren Remstales zwischen Schurwald und Welzheimer Wald.

Es ist doch wohl kein Zufall, dass auf der Weltausstellung in Montreal unser Marktplatzbild mit seinen Weinbergen im Hintergrund im Großformat die Besucher begrüßte. Es zeugt dort von unserer bewegten schwäbischen Geschichte, unserer Heimatverbundenheit, von Fleiß und gewachsener Kultur. Mit ihnen leisteten wir unseren Beitrag zum Geist und zur Geschichte Europas.

Nur wenige Männer als Beispiel:

Johannes Schärtlin von Burtenbach, der große Landsknechtführer, der Geschichte machte. Karl Friedrich Reinhard, Pair von Frankreich, von den großen Ideen der Französischen Revolution fasziniert, einflussreicher Mitgestalter französischer Außenpolitik. Sein Bruder war Professor in Russland. Mein Vorfahre Johann Philipp Palm, dessen stille mannhaftige Haltung wesentlich zur Erhebung gegen die Gewaltherrschaft Napoleons beitrug. Reinhold Maier, der bürger- und heimatverbundene demokratische Staatsmann, Gründer unseres Südweststaates. Und Gottlieb Daimler, gelernter Büchsenmacher und genialer Tüftler. Seine zeit- und raumüberspannende Erfindung ermöglichte eine ungeahnte Selbstbeschleunigung der industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung.

Das uns mehr und mehr bewusst werdende Denken in „Europäica“, in europäischen Dimensionen, das uns bescheidener und dadurch verantwortungsfähiger macht, in unserer Heimat Schorndorf zu pflegen, scheint auch mir sinnvoll und wichtig, und ich versuche, dies meinen Kindern, die an diesem Marktplatz wohnen und leben werden, wieder weiterzugeben.

Fleiß und die Selbstbeschleunigung von Technik und Naturwissenschaft ermöglichten nach unserer schuldbeladenen Stunde Null im Jahre 1945 die geschichtlich einmalige Anhebung unseres Lebensstandards, auch in Schorndorf. Er gibt uns menschliche Entfaltungsmöglichkeiten, einen Wirtschafts- und Sozialstatus dem Einzelnen und seiner Gesellschaft, die jetzt in Gefahr geraten, als Selbstverständlichkeit betrachtet zu werden, in eine Wegwerf- und Konsumgesellschaft zu entarten.

Vergessen wir das Dankbarsein und die Mahnung von Decker-Hauff? Ist für die Zukunft eine Neubesinnung nötig?

Laut signalisieren Atom- und Neutronen-Waffen die totale Gefährdung. Gleiche Gefährdung, nur leiser und auf Raten, vermag das exponentielle Wachstum der Technik und Naturwissenschaften auszulösen. Nach Urteil von Fachleuten werden z.B. Elektronik und Kybernetik in Bälde Veränderungen und gesellschaftliche Mobilität bewirken, größer noch als die Erfindung unseres Landsmannes Daimler. Ähnliches entwickelt sich – dem Laien noch verborgen – durch Biologie, Chemie und Medizin.

Zur Verdeutlichung:

Mein Großonkel Reuss erzählte uns Kindern, wie er als Feldapotheker während der Typhusepidemie 1880 auf Schloss Solitude die in langen Reihen auf Stroh im Fieberdelirium liegenden Soldaten in Eiswasser so lange baden musste, bis das Fieber gewichen oder der Patient tot war. Synthetische, stark

wirkende Antipyretika, das heißt fiebersenkende Mittel, wurden mit Aspirin erst 1883 erfunden. Als Desinfiziens gab es nur Carbol. Die moderne Hygiene, Medizin und Pharmazie ermöglichten die Bevölkerungsexplosion auf unserer Erde.

Prälat Aichelin, Ulm, Teilnehmer an der ökumenischen Konferenz „Glaube, Wissenschaft und die Zukunft“ in Boston 1979 schreibt: „Mit dem exponentiellen Wachstum der menschlichen Technik stehen wir nun durch das rasante Tempo nach Peter Kafka vor der unmittelbaren Gefahr, das ganze Öko-System zu zerstören. Es (das Wachstum der Naturwissenschaften) ermöglicht eine Perfektion der Mittel mit der völlig ungeklärten Frage, zu welchem Zweck“. Er fährt fort und zitiert den führenden Informatiker Professor Weizenbaum: „Die Wissenschaft bietet dem Wissenschaftler keine moralischen Kriterien für sein Verhalten als Wissenschaftler oder Bürger. Sie jedoch – als Vertreter religiöser oder kirchlicher Organisationen – erheben in gewisser Weise Anspruch, über solche Kriterien moralischer Art zu verfügen, die mit der Seinsfrage zusammenhängen. Ich bitte Sie, helfen Sie uns, wenn Sie es wagen, unseren Geist zu entgiften und der Vernichtung der natürlichen Lebenswerte – der Kinder Gottes – ein Ende zu setzen“.

Wenn Wissenschaftler solchen Ranges so sprechen, wird der Hintergrund für die Ängste vieler junger Menschen erklärbar, ohne dass ich deshalb deren Auswirkungen billige.

Zum säkularen Erbe unseres schwäbischen Pietismus gehört ein abgrundtiefes Misstrauen gegen das, was hierzulande unter „Stolz und Hochmut“ verstanden wird, gegen Selbstgerechtigkeit. Eben das könnte vielleicht ein guter Ansatz sein für eine neue, altbewährte, mutige Demut vor dem Schöpfer und seinen Geschöpfen. Solche Demut würde uns auch die Bergpredigt – Matthäus 5 und 6 – erschließen können. Sie würde uns dann hinführen zur Achtung der Würde der dort benannten Nächsten, der Schwächeren und Benachteiligten.

Ich glaube: Die Achtung dieser Würde, des Humanum aus der Hand des Schöpfers, des näheren und ferneren Nächsten, ist eine unverzichtbare Grundlage für unsere Gemeinschaft auf dieser Erde. Wer die „Bewürdung“ seines Nächsten unterlässt, dessen Würde missachtet, kann auch die Vernunft und das Erbarmen, die darin inbegriffen sind, nicht erkennen. Er würde solche für sich auch nicht erwarten dürfen – „ein Leben ohne Hoffnung“ – .

Von Rainer Maria Rilke wird erzählt, dass er bei seinem Aufenthalt in Paris auf dem Weg durch die Stadt täglich mit seiner Begleiterin an einer blinden Bettlerin vorbeigekommen sei. Er gab ihr nie etwas in die hingestreckte Hand. Deswegen von seiner Begleiterin zur Rede gestellt sagte er ihr: „Man müsste der Bettlerin etwas für ihr Herz schenken, nicht für ihre Hände“!

Tags darauf legte Rilke der Bettlerin eine eben aufgeblühte weiße Rose in die offene Hand. Da ging eine freudige Bewegung durch die Frau. Sie stand auf, tastete sich auf den Dichter zu, bedankte sich und verschwand dann in der Menge. Eine Woche lang blieb ihr Platz leer, dann saß sie wieder da. Auf die Frage, wovon sie wohl in dieser Zeit gelebt habe, gab Rilke zur Antwort: „Ich denke von der Rose“!